

Reiseindrücke aus Bolivien und Peru

Wolf Kalz

Von Arica kam der Zug. Bremsen kreischten, schweißige Fäuste gierten nach den Koffern; Taxi! – Dann hatte uns La Paz.

Indios säumten die Straßen, strömten über die Fahrdämme, wogten vor den Kirchen zu Tausenden. Männer, zumal Frauen hockten, warteten, hofften, daß ein Leichtsinninger ein paar Münzen springen lasse für einen feilgebotenen Silvester scherz. Über das Gewimmel zog der Rauch von Fackeln, kräuselte sich über Kupferkesseln, wo Weiber Gesottenes rührten zum Fest. Aus den verschlissenen Festgewändern der allzuvielen Dichtgedrängten brach der Dunst der Leiber oder entströmte den Gesichtern, den ölig glatten oder verrunzelt zahnlos alten. Fast ein Schweigen lag über der Szene. Kinder schrien nicht, Frauen keiften nicht, Männer schalten nicht; aber man lachte auch nicht, noch sah man stille Heiterkeit.

Dumpf und klobig stieg es aus der Menge auf, – erst kaum wahrnehmbar vor bunter Vielfalt, doch nach einer Weile drang in einen ein, was an Bedrückendem aus ungezählten gleichgearteten Gesichtern sickerte, von denen nur hin und wieder eines belebt war von so etwas wie geschäftstüchtiger Gerrissenheit. Sonst war da nur Ergebenheit in das einem Auferlegte – Proletarier und Paria in den Ghettos einer Großstadt zu sein. Hier las man nur Notdurft in den Zügen, die – das sei bemerkt – nicht unfreundlich waren, weder mürrisch noch verdrossen, wie man es sonst von den großen Städten her kennt. Aber es schien auch nichts in diesen Gesichtern zu wohnen, was weiterreichte als zum Hier und Jetzt, das mehr

wäre als nur pflanzenhaft Unbewußtes, uns Fremdes; – und nach Stunden hielt man plötzlich Umschau nach einem einzigen, durchgeformten, geistgeprägten Gesicht.

Auch gab es Kinder über Kinder, kauernnd wie ihre Mütter, wie schon die Urgroßmütter, als ob ihnen das Hocken, als die einzige Weise, wie dem Leben zu begegnen sei, anezogen werden sollte. Das war schon Geburtshaltung, – es ist die Stellung häuslicher Verrichtungen am Herde ebenso wie die der Notdurft; es ist die des Verkaufs, des Wartens, des Essens und Trinkens – und schließlich lassen die Mumien sehen, daß es auch Totenstellung war, wo mit ans Kinn gezogenen Knien die Embryonalhaltung – Anfang und Ende sind eines – dargestellt wurde. Die Kinder – bisweilen sogar in Zeitungspapier gewickelte Säuglinge – zwischen dem Unrat des Marktes abgelegt, andere an der Brust der Mutter liegend, die freigebig gereicht wurde, während die freie Linke oder Rechte Konfetti zum Verkaufe bot, Gebäck oder Blätter vom Cocastrauch.

Tage danach. Das Dampfschiff – Baujahr 1910 – pflügte durch den Titicacasee, der so enttäuschte, weil seine Uferlandschaft so unheroisch war, wie man es sich nicht hatte träumen lassen. Dann noch ein Tag im Zug mit Aufhalten an Stationen, wo sich erhandeln ließ, was Fremden typisch scheint an Gewobenem, Geflochtenem und Geschnitztem dieser Landschaft. Manche aber hatten nichts zu bieten als das Hohle ihrer Hände, den Anblick ihres Elends oder ihr in Lumpen gebündeltes Kind. Gesichter – pockennarbig, versengt und grobfaltig. Bezeugten nicht schon diese die Härte des Lebenskampfes, in dem nur eines galt – zu überleben, so täten es die grausam verkrusteten, schrundigen, hufähnlichen Füße, die von jeher unbewehrt dem Frost und der Hitze des Altiplano ausgesetzt gewesen.

Dann, endlich hieß es – *Cuzco*, der Mittelpunkt und der Herrschaftssitz des Weltreichs der Inka – die einstmals „goldene

Stadt“. Den nur kurz dort Weilenden überfällt Zorn, und er hadert mit der Geschichte; wer länger bleibt, vergißt bald seine Empörung, verliert die Sehnsüchte wie üblich, da auf Dauer der Gewohnheit kein Reiz standhält. Vieltürmig wie Avignon ist die Silhouette der Stadt, und die Kathedralen sind mächtig – kolonialer Barock, nächstens angestrahlt und prächtig. Doch sie wirken wie steingewordene Schuld und Sühne der sich einst Christen nennenden Eroberer, der – wie man weiß – Massenmörder, Mädchenschänder, Kopf- und Goldjäger, der Betrüger, Scheinheiligen und Heuchler, die im Namen ihres Gottes, ihres vermeintlichen, und im Auftrag des Kaisers, in dessen Reich die Sonne nicht unterging, diese Lande ausbluten machten, wie Einzelheiten bei Bartholoméo de las Casas, – dem damaligen Bischof von Mittelamerika, nachzulesen.

Wie man den großen Meister im letzten Pinselstrich erkennt, so den Inka an den dürftigen Resten, die überdauerten: den gewaltigen, ineinandergefügten Steinblöcken, die vielgestaltig, vieleckig, vielgekehlt herausgeschnitten sind aus dem Fels, als seien es Quader aus Wachs. Man sieht noch deutlich, wo die Rückwände dreimannshoher Kuben aus dem Muttergestein herausgetrennt worden waren, so säuberlich, als habe man den Stein heben und zugleich Wannen und Höhlungen herstellen wollen zu weiterem Gebrauche. Unbekannt noch heute das Verfahren – trauriger Triumph der Inka – wie sie das Gestein einst brachen. Wir sahen diese Steinbrüche, aber „gebrochen“ hatte man dort nichts; herausgeschält, das ist der rechte Ausdruck. Und dabei kannten sie weder Eisen noch Rad und keine Maschine; und es war Granit, also ein Baustoff für die Ewigkeit.

In Cuzco erblickt man Grundmauern, die noch heute der Stadt den Grundriß geben, so den Goldhof, Cancha Curi heißen, dann den Inkapalast, auf dessen Fundamenten die Kathedralen stehen. An die einstigen Festungswälle lehnen

sich Schenken, in denen Bier und Cola und Hit geboten. Ferner ist dort der weite, arkadenumsäumte Platz inmitten der Kathedralen, ehemals der Ort, wo Pizarro der Großmut des Inkas Atahualpa spottete und diesen als Geisel mit lächerlich geringer Mannschaft aus dem tausendköpfigen Rund seiner Krieger und Edlen festnahm: Der Sonnenkönig gefangen! – Das bedeutete: Cuzco, die goldene Stadt, durch Trug im Handstreich gewonnen! – Heute findet sich nicht mehr eine Krume des von den christlichen Glücksrittern so gierig begehrten Metalls, das ehemals an Mauern und auf Dächern prunkte, aus dem lebensgroße Lamas und kunstvollste Maispflanzen gefertigt waren, jene Naturgeschenke, denen neben der Sonne tiefe Verehrung zuteil wurde. Heute sieht einer in Cuzcos Museum nicht ein Körnchen mehr des Goldes, um dessentwillen die Konquistadoren das Volk des Inkas ausmordeten, – des Goldes, mit dessen Einsatz Spanien in der Alten Welt für die Glaubenskriege rüstete, diesen Vorläufern der ideologischen Gemetzel unserer Tage. Nur Fremdenführer wissen den des Ortes Unkundigen noch darauf hinzuweisen, wo einst die Goldverschalungen verübelt gewesen waren: Löcher neben trapezförmigen Nischen – den so typischen Inkadurchlässen für Licht und Mensch.

Fragt man nach dem Grund solch katastrophalen Zusammenbruchs des Riesenreiches, das von Chiles Süden bis nach Kolumbien reichte, so scheint es einem beim Anblick der erdbraunen, rings um die Stadt verteilten Zyklopfestungen unglaublich, ja grotesk, was über deren Einnahme berichtet ist. Doch mythologische Fehldeutungen, Erbschaftsstreitigkeiten und die persönliche mimosenhafte Dekadenz des letzten Inkas Atahualpa, der, offensichtlich überzüchtet, nicht mehr das Abenteurerblut seiner aus dem bolivianischen Hochland eingewanderten Vorfahren in sich trug. Die absolute, auf den Sonnenkönig zugeschnittene

Befehlshierarchie machten das Reich binnen Stunden zerbrechen, als sei dem Bienenstock die Königin geraubt. Die Festung Sacsahuamàn ist derart gewaltig, schwer und umfangreich über der Stadt gelegen, daß unsere Burgen lächerlich anmuten und Mykene ein Spielzeug scheint. Diese Ewigkeitsversessenheit der Inkas, dieser manische Verewigungswille irdischer Vorläufigkeit, die spröde Unbeweglichkeit des Übergerüsteten führte die große Lähmung herbei, sodaß vor einem Windhauch das Kolossale zu nichts zerspaltete. Das Leben schien unter der Rüstung erstickt, die Improvisationsfähigkeit von der Systematik zugrunde gerichtet; die geistige Freiheit, eine unerwartete Herausforderung seitens der Geschichte anzunehmen und zu beantworten, war verloren. Denn ist in einem Volke erst einmal der Sinn für Metaphysisches dahin – und das war in allen verkrusteten Zivilisationen bisher so der Fall – dann bleibt nur die Umklammerung des Handgreiflichen, die Verfallenheit an das pragmatisch zu Nützende und der Glaube an die Materie. – Mag man auch die menschliche Tragödie beim Zerfall des Inkareichs beklagen, angesichts des Kräfteverhältnisses ist dessen Untergang eher komisch als tragisch zu nennen. Die geistige Überlegenheit der europäischen Eroberer, die buchstäblich ein neues Zeitalter einleiteten, liegt auf der Hand – auch wenn diese elende Kreaturen gewesen waren. Fährt man allerdings von Cuzco aus über Land, so begegnet auf Schritt und Tritt das Vergangene, das Zeugnis ablegt von der höchsten Tugend seiner früheren Bewohner: dem Fleiß. Faulheit war Todsünde! – Fruchtbare Terrassen waren waghalsig an Abhang und Abgrund gebaut, um die spärliche Talsohle zu erweitern. Heute sind sie vielfach, ja meistens verfallen, das kunstvolle Bewässerungssystem zerbrochen, das Wasser versiegt, der Boden verkrustet, verkarstet, hinweggeschwemmt.

Irgendwo abseits, oberhalb Cuzcos, die Bäder des Inkas – „Tambomachay“ geheißen, wo wir frühmorgens hinwanderten, eine tüchtige Strecke Wegs. Heute ist der Ort Touristenattraktion und unerlässlich, besehen worden zu sein. Bettelnde Indios mit heischender Hand, zerlumpfte braune Kinder, Weiber, die dem eiligen Besucher etwas vorspinnen auf der einfachen Kunkel, einem Stock mit durchlöcherter Stein – Urväterhausrat – und die sich dafür eine *propinita*, ein Trinkgeld, erbitten. Das nicht, aber die cadillacentstiegegenen Modepüppchen aus dem Norden des Kontinents, diese unerdehaften bunten flatternden Nichtse aus Creme, Perlon, Schminke – stoßen ab! Wie wohltuend hingegen die touristenferneren Indios, wie beruhigend die Erdfarben der schwerwollenen Tracht, wenn des Sonntags die Frauen auf staubigem Inkapfad zu Markte ziehn ins nächste Dorf, schnellen Schritts, wie seit Jahrhunderten geübt, um dort den Wochenbedarf an Zwiebeln, Kartoffeln, Cocablättern einzuhandeln oder einzutauschen. Wie bedächtig die Männer prüfen – oft weiblichen Gesichtsschnitts, was ihnen als ‚männlich‘ zu kaufen wert. Wie gemeinsam an Gemeinsamem die am Marktrand unter Baumschatten oder unter dem Portal einer zerfallenen Kirche hockenden, kauern Gruppen. – Peinlich ist es da, *Tourist* zu sein, vorzufahren und zu gaffen. Peinlich das Photographieren, das manische Bild- und Zeitgeraffe der flink und flüchtig Kommenden und Gehenden, die nicht absteigen, das Nackte der nährenden Brüste wieder und wieder für die Erinnerungskiste zum Vorzeigen per tele und nah zu knipsen. Scheu wenden sich die Indios ab, nicht einmal brüsk, aus Furcht, ihre Seele durchs Abbild zu verlieren. Vermischt sind Kirchenglaube, Mythologie der Väter und der Zauber der Zaubermänner.

Erlesen vielfach die Webwaren; jeder Stamm führt seine eigenen Muster, die, vielfältig variiert, feinst verarbeitet

werden zu Ponchos, den Überhängen der Männer, und Avajos, den Tüchern der Frauen, in deren kiepenartig über die Schultern gewundenem Rund sie ihre Kinder so rührend hautnah tragen, oder sie zum Einholen des Erworbenen nützen. Dann wieder sieht man köstlich gewirkte Bänder – *fachas* genannt, Neuere an Tüchern und Schnitzereien, silbernen Schmuck. – Ungemein erlesen, und Griechischem durchaus an die Seite zu stellen, die ehemals gewesene Töpferkunst, die heute in ihrem besten nur noch im Museum zu finden – dünnwandig, zierlich, doch großzügig, sauber bemalt mit mäanderähnlichen Mustern, oder wiedergebend die Taten und Leiden des Volks in vielfältiger Metaphorik. Doch diese ehemalige Landkultur – und eine jede Kultur kommt vom Lande und erhält nur Verfeinerung in der Stadt – weicht seit langem der Stadtzivilisation und deren Artefakten eintöniger Wiederholung. Zwar pflegen fortschrittlich Gesonnene solche Unterscheidung zu verpönen, weil der große Leviathan der modernen Zivilisation niemals Kultur besessen, von dem aus heute unsere Sprachverrohung ausgeht und mit ihr die Entseelung jedes Volks. – Denn solches geschieht auch dem Indio, dessen Ketschua oder Aymara sich in letzte Zufluchten zurückzieht vor der Sprache der Fremden, welche ihm Tradition, Vaterglauben, Gleichmut und den Grund seines Wesens nimmt.

Ich sagte schon, sieht man über Land, so findet sich nichts, was nicht – sofern von Menschenhand geformt – aus Inkazeiten überliefert wäre. Spanien, die Konquistadoren, brachten wenig Neues, führten nichts fort, entführten nur; Spanien zerstörte, beutete aus, erwarb, um es fern zu nützen; zerstörte ein Gemeinwesen, das schlechthin ideal schien in seiner Art und dieser Menschenrasse angemessen, obwohl Menschenrechtler vor Erbarmen ob des angeblich geknechteten „Muschiks“ sich nicht zu fassen wüßten und flugs ein allge-

meines Wahlrecht nebst Geschriebenem und natürlich – *Freiheit!* vorschlugen. Zeugt nicht von tiefer Weisheit, keine Schrift entwickelt zu haben, keine außer dieser Knotenschrift, dem Quipu, die nur dem Wissenden, dem Deuter, zu lesen gewesen? Man wußte oder ahnte es wohl: Geschriebenes und Alphabetentum, das bedeutet letztlich immer: Revolution. Wir wissen davon heute. Das damals unter dem Inka aber war eine Hierarchie, wo ein jeder seinen Ort hatte, seinen Stellenwert im Leben, unverrückbar, wo „ein jeder in seinem Stande blieb“ und sich redlich darin nährte; wo der Gebietsvorsteher schwer belangt wurde, wenn einer der ihm Anvertrauten aus Not stahl, und wo der Höhergestellte für ein Vergehen schwerer bestraft wurde, als wenn ein Niedriger sich vergaß. Wenn das nicht *Rechtsstaatlichkeit* war! Was ist dagegen das, was wir „unseren Rechtsstaat“ nennen?

Es gibt Leute, denen wird unwohl bei Vergegenwärtigung dieses ehemaligen sozialen Staates; die von Termitenwesen, Dumpfheit, Knechtung und Unfreiheit Gerede führen und die „die Menschenwürde“ entweiht sehen mögen. Es sind die, welche *die Ordnung* für das schlechthin zu Verwerfende halten, die davon leben, das Chaos zu stiften und zu nähren, denen Liberalisierung und Demokratisierung geflissentlich aus Mund und Feder laufen. Nun – es sind eben diese Leute. Der Indio heute ist ein Paria, ein Relikt, dem der Staat Peru scheinbar Anerkennung zollt, seiner Geschichte, – indem Hotels, Schiffe, Straßen und Konsumartikel die Namen ehemaliger Inkagenerale oder der Inka selbst tragen. Indem mittels dessen der Tourismus in Blüte schießt und sich in bar bezahlt macht, denn wer konnte nicht Macchu Picchu, die hochgebaute Stadt, – einst letzte Zuflucht der Versprengten! Der Indio selbst brütet vor sich hin, kauert am Rande dessen, was geschah und was geschieht. Mehr noch: als Volk ist er gleichsam zum Fossil geworden, vergessen von der

Geschichte und erdrückt von der Gegenwart. Wie einst brauchte er den Führer, den, der ihm seinen Auftrag erteilte und der ihn schützt und über ihm wacht. Doch durch den Zug in die großen Städte zerfällt dem Indio unter der Hand das letzte, das ihn band, die Familie, und als je Einzelne versickern sie in den Kehrrieten der ihnen vorgegaukelten Begehrlichkeiten. Dort vegetieren sie dahin als Proletarier in den Callampas, oder sie mißraten zum verschlagenen, versoffenen Proleten, der, nunmehr sein Recht auf den Oktroy seiner Selbstbestimmung ausübend, hin zur Urne schlurft, um zu wählen, was er nicht begreift und wen er nicht versteht. – So verschleißten ganze Völker im Mahlstrom der Zeit.

* * * * *

*Erstveröffentlichung in der deutsch-chilenischen Zeitung
CONDOR 12. Juli 1969*